

Kultur

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **83 (2003)**

Heft 2

PDF erstellt am: **01.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Stefan Stirnemann,
geboren 1960, studierte
Theologie und Klassi-
sche Philologie in
Basel. Er war Lexiko-
graph am *Thesaurus
linguae Latinae* in Mün-
chen und kurze Zeit als
Lehrer tätig am
Gymnasium Friedberg
in Gossau SG. Der Autor
publizierte zahlreiche
Untersuchungen zu den
Aporien der so genann-
ten neuen Orthographie.

WÖRTER LERNEN

Über das lateinische Wörterbuch *Thesaurus linguae Latinae*

Der grosse Basler *Jacob Burckhardt* liess bei seiner Trauerfeier 1897 den Satz verlesen: «*Den Schulen von Basel ist er schon Dank schuldig dafür, dass er sich nicht überarbeiten musste und keinen Hass gegen das Lernen fasste, sodann ganz besonders für diejenige Grundlage in den alten Sprachen, welche ihm in allen Zeiten seines Lebens die Vertrautheit mit dem Altertum möglich gemacht hat.*» *Burckhardt* reicht über 1800 Jahre hinweg dem römischen Rhetorikprofessor *Quintilian* die Hand, der für den Unterricht der Abc-Schützen riet: «*Denn vor allem muss man verhüten, dass, wer die Wissenschaft noch nicht lieben kann, sie hassen muss, und vor der einmal geschmeckten Bitterkeit auch später zurückschreckt.*» Die Schule soll, so der ernste Römer, ein Spiel sein.

Die Schule und die Wörter

Zu den Fächern, in welchen besonders wenig gespielt und die Bitterkeit freigebig ausgeteilt wird, gehören nach alter Tradition neben der Mathematik die klassischen Sprachen. Zahlreich sind die traurigen Berichte, und nicht alle Verfasser konnten Witze machen wie *Heinrich Heine*: «*Aber, Madame, die verba irregularia – sie unterscheiden sich von den verbis regularibus dadurch, dass man bei ihnen noch mehr Prügel bekommt – sie sind gar entsetzlich schwer.*» Prügelnde Schultyrannen gibt es nicht mehr, aber es gibt eine Sprachtyrannei, die willkürliche Gesetze erlässt, welche in der Sprachwirklichkeit nicht gelten und die Schüler zum blinden Auswendiglernen zwingen. Wo es um Wörter geht, werden nicht die Prinzipien ihrer Bildung und Bedeutung vermittelt, sondern pure Gleichsetzungen, als ob z.B. das lateinische Wort *et* genau soviel bedeutete wie das deutsche *und*. In Wahrheit erklärt man so das eine Rätsel durch ein anderes und verkennt das

Wesen der Wörter. Die Fachsprachen suchen ihre Begriffe zu *definieren*, an den Rändern scharf *abzugrenzen*, die Wörter der Gemeinsprachen sind im Kern bestimmt, an den Rändern offen, und es kommt zu Übergängen von einer Bedeutung zur anderen. Diktatorisch ist der Sprachunterricht, der die Wörter wie definierte Begriffe betrachtet, welchen eine definierte Anzahl von Äquivalenten entspricht. Lebenswahr ist ein Unterricht, der Bedeutungskerne und Zusammenhänge zeigt und vieles dem Denken der Schüler überlässt. Das lateinische Wort *magister*, das zu *maestro* und *Meister* geworden ist, meint einen, «der mehr (*magis*) ist oder kann», den *Lehrer*; der Gegensatz lautet *minister*, «der weniger (*minus*) ist», der *Diener*. *L'enfant* ist das «nichtsprechende» Geschöpf (*infans*), und *Diktator* ist einer, der mit Nachdruck spricht (*dictare*), der andere nicht zu Wort kommen lässt. Nicht diktatorisch hat *Rektor Bauer* unterrichtet, von dem *Hermann Hesse* dankbar meinte, er sei der Anlass für seine Phantasie gewesen, sich mit einer Idealschule zu beschäftigen, die er dann im «*Glasperlen-spiel*» beschrieb. Bei ihm gewann *Hesse* ein so lebendiges Gefühl für die lateinische Sprache, dass er im Examen die *Zigarre* mit *volumen fumificum* («rauchmachende Rolle») übersetzen konnte.

Die Wörter und das Wörterbuch

Wie bildet sich ein solches Sprachgefühl? Wie jedes Gefühl: im unverfälschten Kontakt mit der Wirklichkeit. Wo findet man die Wirklichkeit einer Sprache, die nicht mehr gesprochen wird? Im «*Thesaurus linguae Latinae*», im *Schatz* oder *Schatzhaus* der lateinischen Sprache. Es gibt nur rund 50 000 lateinische Wörter; Deutsch umfasst gegen 180 000. Der *Thesaurus* stellt seinen kleinen Wortschatz

vollständig dar: Jedes Wort wird in seiner Grundbedeutung, in seiner Bedeutungs-entwicklung, in allen seinen Farben gezeigt. Die Erklärungen erfolgen lateinisch, damit man sie in der ganzen Welt versteht; illustriert werden sie durch Zitate aus den Autoren. Das Unternehmen ist alt, und zähneknirschend hat man 1994 das hundertjährige Jubiläum gefeiert, wollte man doch nach dem ersten Plan in fünfzehn Jahren fertig sein; heute rechnet man mit noch fünfzig Jahren. Im 19. Jahrhundert übertrug man die ganze lateinische Literatur auf Zettel, die man nach Wörtern ordnete: Sie liegen, zehn Millionen in Kästen verstaut, im Zettelarchiv. Mit ihnen muss arbeiten, wer ein Wort untersucht. Das kleine *et* beanspruchte mit 73000 Zetteln zwei Jahre. Der Artikel *pax, Friede* bietet die Entwicklung dieses Begriffs von den Anfängen bis zu den Kirchenvätern. Die Artikel sind nicht einfach zu lesen; es sind Glasperlenspiele.

Die Schweiz leistet immer wieder bedeutende Beiträge: Am Plan und seiner Realisierung wesentlich beteiligt war der Basler *Eduard Wölfflin* (1831–1908), der sich *lupulus* nannte. Nach 1945 half der Thurgauer *Heinz Haffter* als Generalredaktor die Weiterführung des Werks sichern, im letzten Jahr gab der Basler *Josef Delz* nach acht Jahren als Präsident der Internationalen Thesaurus-Kommission sein Amt zurück.

Die Arbeitsstelle liegt mitten in München. Das Kollegium besteht aus zwanzig Wissenschaftlern aus aller Welt. Die einen fanden hier den Lebensberuf, die anderen erhalten als Stipendiaten eine unvergleichliche Weiterbildung. Und sie lernen in München, im Kontakt miteinander, die Welt kennen. Die Holländerin erklärt beim Kochen ihr Wort für *Pilze*; es bedeutet *Krötenstühle* und erzählt ein ganzes Märchen. Der Südafrikaner berichtet an einem dunklen Winternachmittag aus seiner Heimat; man hat ihn, seiner Abstammung wegen, zu den *people of mixed origin* gezählt. Für den Vater des Amerikaners – er kennt Europa vom Krieg – klingt der Name eines Rheinstädtchens bis heute traurig nach. In den Tagen der Schlacht um Koblenz musste er mit einem Granatwerfer auf ein hohes Gebäude schießen, den Kirchturm von Boppard. Friedlich sit-

.....
*Lebenswahr ist
 ein Unterricht,
 der Bedeutungs-
 kerne und
 Zusammenhänge
 zeigt.*

zen am Feierabend die jungen Mitarbeiter im Zettelarchiv, sie lesen gemeinsam *Aristophanes*. Die Schweizerin schenkt Wein ein, der Japaner schneidet für alle mit einem grossen Messer Käse – der Einschnitt im Tisch ist heute noch zu sehen, die Italienerin bringt Brot. Beim Übersetzen und Diskutieren versuchen sie sich, unterstützt von den Freunden aus dem Gastland, in der deutschen Sprache, aber in schwierigen Fällen hilft ein lateinisches Wort. Die Verfasserin des Artikels *pax*, die als Mädchen nach dem Krieg schwer an der deutschen Vergangenheit trug, hinterliess eine Stiftung, *Collegium Novum*, und widmete sie der Förderung jener, die Verantwortung übernehmen und die sich den existenziellen Fragen der Zeit stellen wollen.

Thesauristen sind eigenwillig und eigensinnig wie die Wörter, die sie betreuen. Ihr Chef muss nicht nur Philologe und Lexikograph von Rang, er muss auch Hirte sein. Von 1974 bis 2001 war es der Bündner *Peter Flury* (1938–2001). Er sorgte mit Freude für sein Lexikon und dafür, dass besonders die jungen Mitarbeiter die Schönheiten rundum aufnahmen: auf Bergweg und Loipe, beim Sport im Englischen Garten, beim Musizieren. In einer Fragestunde mit Gymnasiasten nannte er als sein Lieblingswort *osculum*, den *Kuss*, eigentlich *Mündchen*, das dem berndeutschen *Müntschi* entspricht.

Das Leben der Wörter

Im «Thesaurus linguae Latinae» sind die Wörter gesammelt, die in Jerusalem und Athen geprägt, nach Rom weitergegeben und dort fortgedacht worden sind. Es sind unsere Worte des Friedens und der Schönheit, des Krieges und der Niedertracht, der Weisheit und des Spottes. *Kultur*, selber ein Wort, was ist sie anderes als das Alphabet der Wörter und Sätze, die für uns Bedeutung haben? Kinder erziehen heisst mit ihnen reden, ihnen vorsprechen, bis sie Mut fassen mitzureden. Bei uns, im Schlaffenland, lernen sie früh essen und trinken. Gelingt es, ihnen auch die Wörter und Worte schmackhaft zu machen? «*Ante palatum eorum quam os instituimus,*» sagt Quintilian: «*Wir bilden früher ihren Gaumen als ihren Mund.*» ♦

.....
*Thesauristen
 sind eigenwillig
 und
 eigensinnig
 wie die
 Wörter,
 die sie betreuen.*

Wolf Scheller,

Jahrgang 1944, ist seit 1968 beim Westdeutschen Rundfunk in Köln tätig.

EIN EINÄUGIGER BLICK AUF CHRISTA WOLF

Jörg Magenau allzu wohlwollende Biographie

Es ist häufig misslich, Biographien über Menschen zu schreiben, die noch leben. Im Fall von *Christa Wolf* bot sich dem Autor *Jörg Magenau* offenbar eine gewisse Dringlichkeit der Auseinandersetzung mit einer Schriftstellerin an, die wegen ihres politischen Werdegangs nach der Wende vom westdeutschen Feuilleton arg gezaust worden ist. Nun hätte es keiner Verteidigungsrede bedurft, um Christa Wolf gegen ungerechtfertigte Vorwürfe in Schutz zu nehmen. Ihr erzählerisches Werk steht für sich. Was freilich ihren Lebensweg betrifft, so hat Magenau nichts unversucht gelassen, um seine Sympathie für Christa Wolf kenntlich zu machen. Das ist ehrenwert, schmückt den Biographen, lässt aber beim Leser den Eindruck von etwas Unfertigem zurück, das einer sachgerechten Würdigung eher im Wege steht.

Christa Wolf hat in Magenau einen Biographen gefunden, der es an faktenreicher Genauigkeit nicht fehlen lässt, der treulich ihrer Lebensdarstellung Station um Station folgt, so wie es die Dichterin in langen Abenden dem Fragenden berichtet. Offenbar hat zwischen beiden, wie man heute so schön sagt, die «Chemie gestimmt». Christa Wolf hat ihr Leben als Intellektuelle und Autorin auf dem Hintergrund der Erfahrung der Nazi-Jahre verstanden. Ihr Engagement für den Sozialismus, so wie sie ihn begriff, ihre frühe Mitgliedschaft in der SED, später ihre Arbeit als «IM» für die Stasi – all dies war kein Opportunismus, sondern Ausdruck ihrer Überzeugung. Dass sie in späteren Jahren immer wieder von tiefen Zweifeln über dieses Engagement geplagt wurde, hat sie ihrem Biographen nicht verhehlt.

Jörg Magenau nimmt Christa Wolf immer wieder gegen die ihm ungerechtfertigt erscheinenden Anwürfe aus dem Westen in Schutz. Er betont ihre «Aufrichtigkeit», ihr Bemühen, immer die Beste zu sein, vor allem aber auch ihre moralischen Skrupel. Dass sie im Schriftstellerverband rasch

Karriere macht, nach Moskau geschickt wird, «ganz so, als hätten Schriftsteller auch als Staatsbedienstete offiziell zu agieren», fließt Magenau im Tonfall unfreiwilliger Komik aus der Feder. Wie denn auch sonst, muss man da fragen. Welche Naivität zu glauben, Schriftsteller in der DDR hätten anders als offiziell agieren können, wenn sie schon von Staat und Partei alimentiert wurden.

Aber wenn jemand wie Christa Wolf, um mit ihrem Biographen zu sprechen, unter «Generalverdacht» gerät, dann muss schon gröberes Geschütz aufgeföhren werden. *Hans Mayer* muss zunächst dran glauben, später noch *Reich-Ranicki*. Beide haben sich erköhnt, Christa Wolf zu kritisieren. Hans Mayer hat seiner einstigen Studentin «*Mut zur Unaufrichtigkeit*» bescheinigt, Reich-Ranicki – wie auch andere – sie als «Staatsdichterin» tituliert. Ihr Biograph findet das ungerecht, muss freilich einräumen, dass jemand wie die Wolf, die früher als «moralische Instanz» galt, nun nach ihrer eigenen Moral befragt werde. Nimmt man alles in allem, so ist es Magenau gelungen, Christa Wolfs Leben so zu erzählen, als habe sie selbst ihm den Text in die Maschine diktiert. Andererseits schafft es Magenau nicht, sich von einer immer wieder durchschimmernden politischen Einäugigkeit zu befreien. Er folgt da der larmoyanten Interpretation einer Es-war-gar-nicht-so-schlimm-Ideologie, die in der DDR immer noch ein wünschenswertes Modell sieht und nicht einen verbrecherischen Staat, der sein Volk geschurigelt und gedemütigt hat – bis zum Schluss.

Christa Wolf hat an die Reformierbarkeit dieses Staates geglaubt – und sie hat nicht gesehen, dass es hier schon von den Ansätzen her nichts zu reformieren gab. «*Was bleibt?*» hat sie gefragt. Und da wird man Jörg Magenau zustimmen: Bleiben werden ein paar schöne Romane und Erzählungen. Was liesse sich auch Besseres von einer Schriftstellerin sagen! ♦

Jörg Magenau,
Christa Wolf. Eine Biographie. Kindler Verlag,
Berlin 2002.

Heinz Ludwig Arnold, geboren 1944, lebt als freiberuflicher Publizist in Göttingen; seit 1963 Herausgeber der Zeitschrift für Literatur TEXT + KRITIK, seit 1978 des Kritischen Lexikons zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur und seit 1983 des Kritischen Lexikons zur fremdsprachigen Gegenwartsliteratur. Seit 1995 Honorarprofessor an der Universität Göttingen. Zahlreiche Veröffentlichungen zur deutschen Literatur. Zuletzt erschienen u.a.: «Was bin ich? Über Max Frisch», Wallstein Verlag, Göttingen 2002; «Literarische Kanonbildung», in Zusammenarbeit mit Hermann Korte, TEXT + KRITIK Sonderband, München 2002.

GÄBE ES IHN NICHT – MAN MÜSSTE IHN ERFINDEN

Rolf Hochhuth ist in der deutschen Literatur das Salz in der Suppe

Den Namen Rolf Hochhuth habe ich zum ersten Mal 1960 oder 1961 gehört. Ernst Jünger zeigte mir eine von Hochhuth bei Bertelsmann herausgegebene Anthologie, in der, ich glaube, «Die Eberjagd» abgedruckt war. «Sehen Sie», meinte Jünger zu mir, «der hat Mut, der druckt mich» – nämlich zu einer Zeit, da Jünger nichts weniger als Mode war und von so manchem, der ihn später als literarischen Solitär in den Himmel hob, noch als mindestens erzreaktionär beschimpft wurde. Rolf Hochhuth war damals Lektor beim Bertelsmann-Lesering und hatte neben Anthologien sich vor allem als Herausgeber von Friedrich Schnack und Otto Flake verdient gemacht.

Als Autor habe Hochhuth damals, so heisst es, den üblichen Erstlingsroman auf autobiographischer Grundlage versucht. Er hat ihn jedenfalls nicht veröffentlicht. Was verwunderlich erscheint angesichts nicht nur der Schreibwut, sondern vor allem auch der Veröffentlichungslust dieses Autors, dessen Werke – Stücke, Erzählungen, das, was er «Romane» nennt, das, was er «Gedichte» nennt, und Reden über Reden – in immer neuen Zusammenstellungen, immer neuen Ausgaben an den Leser weitergereicht werden.

So sind, um davon nur ein Beispiel aus der letzten Zeit zu geben, im Zusammenhang mit seinem 70. Geburtstag vor anderthalb Jahren auf einen Schlag über zweieinhalbtausend Seiten Hochhuth erschienen. Neu davon waren seine Frankfurter Poetikvorlesungen – aber was heisst schon neu bei Hochhuth? Auch in diesen Vorlesungen mit dem beziehungsreichen Titel «Die Geburt der Tragödie aus dem Krieg» begegnet man als Hochhuth-Leser Schritt auf Tritt alten Bekannten: Jacob Burckhardt, Theodor Mommsen und Golo Mann, Goethe und Schiller, Churchill und Napoleon und Hitler und natürlich Nietzsche – hätten Hochhuths Schriften Namensregister, tauchten vermutlich manche Namen auf fast jeder Seite auf. Von Nietzsche, der so gegen das Übliche anphilosophierte, wie Hochhuth gegen es schreibt,

verwandelt er sich den Titel an und variiert ihn noch einmal, frei nach Clausewitz, wonach der Krieg bekanntlich die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln sei.

Hochhuth als Essay- und Redenschreiber charakterisiert zweierlei: Zum einen macht er kaum einen Unterschied zwischen (geschriebenem) Essay und (vorge-tragener) Rede, und beide wirken gleichermaßen atemlos; wobei ich nicht weiss, ob der Durchschuss von Hochhuths Argumenten und Behauptungen mit auch noch den nebensächlichsten Fakten, die oft keinerlei begründende Beziehung zueinander haben, Ursache ist oder aber Wirkung dieses immer etwas gehetzt wirkenden Sprechens. Zum anderen breitet Hochhuth gern seine Lesefrüchte aus, zitiert ausgiebig und mit Lust und vor allem immer wieder sich selbst. Dazu gehört auch seine Manie, alles und jedes mit Motti zu begrüssen – es gibt Gedichte, die sind kürzer als die Galerie der Motti, die ihnen vorangestellt werden.

Wenn man genau hinschaut, dann ist vieles bei Hochhuth Wiederholung – seine Leser begegnen also nicht nur ständig alten Bekannten, sondern auch alten Argumenten. Dabei kommt er beim Erzählen vom Hölzchen aufs Stöckchen, die exkursiven Blasenbildungen in seinen Texten sind enorm. Aber, und deshalb wird Hochhuth offensichtlich doch auch immer wieder gern gelesen: Hochhuth «erzählt», auch wenn er über komplizierte Zusammenhänge berichtet, und er erzählt manchmal durchaus mitreissend und, möglicherweise sogar wegen so vieler eingeschobener Fakten und vielleicht gerade durch seine Atemlosigkeit, recht kurzweilig; und gewiss hat auch die durchgängige Redundanz seiner Argumentationen etwas mit Wiedererkennungseffekten beim Leser zu tun – die meisten fühlen sich ja wohl im gewohnten Gelände. Doch dieses Gelände ist hochgradig vermint. Es hat mit seiner Literatur kein deutscher Schriftsteller so viel brisante Themen so wirkungsvoll in Szene gesetzt wie Rolf Hochhuth.

Das begann 1963 tatsächlich auf der Szene, nämlich auf jener der Berliner Freien Volksbühne, als *Erwin Piscator*, der politischste aller berühmten Regisseure schon vor 1933, nach vielen vergeblichen Versuchen Hochhuths, das Stück unterzubringen, am 20. Februar dessen *«christliches Trauerspiel»* *«Der Stellvertreter»* inszenierte. Dieses Stück plazierte mitten in des erzkatholischen Kanzlers *Adenauer* Land, das sich damals eher restriktiv mit seiner jüngsten Vergangenheit befasste, die These von der, milde gesprochen: kalten, verantwortungslosen Haltung des Papstes *Pius XII.* gegenüber dem Genozid des europäischen Judentums durch die deutschen Nazis vor seiner Tür.

Hochhuth und die Skandale

Wirkung erzielte Hochhuth auch, als er 1965 im *«Spiegel»* den Essay *«Der Klassenkampf ist nicht zu Ende»* veröffentlichte, in dem er den Kanzler *Erhard* attackierte, weil der gegen einen von *Georg Leber*, damals noch Gewerkschaftsführer, propagierten Fonds zur Vermögensbildung für Arbeiter mobilisiert hatte. Hochhuths Essay – so schreibt der Rhetoriker *Gert Ueding* als Herausgeber des Bandes, in dem der Essay nun wieder abgedruckt ist –, dessen rabiate Thesen heute *«so aktuell wie am ersten Tag»* seien und von der *«Geschichte seither auf höchst bestürzende Weise bekräftigt, wenn nicht überboten»* wurden, trug ihm von *Erhard*, der *«keine Lust»* hatte, *«mich mit Herrn Hochhuth über Wirtschafts- und Sozialpolitik zu unterhalten»*, jenes sprichwörtlich gewordene Verdikt ein: *«Da hört der Dichter auf, da fängt der ganz kleine Pinscher an»*, das ausgerechnet diese so kluge und anpassungsfähige Hunderasse seither mit renitenten deutschen Intellektuellen in Verbindung brachte.

Der nächste Skandal kam zwei Jahre später mit Hochhuths zweitem Stück *«Soldaten»*, in dem er nicht nur Churchills Luftkrieg auf deutsche Städte als ruchlos verurteilte, sondern dem englischen Kriegspremier auch die Schuld am Tode des polnischen Exilpremierministers *Sikorski* zusprach, weil der Churchills mit *Stalin* ausgehandelte Kriegspolitik störte. Wegen des Stücks wurde Hochhuth in Abwesenheit von einem englischen Gericht wegen Verunglimpfung Churchills zu einer immens

hohen Geldstrafe verurteilt, die, so Hochhuth, noch heute zahlbar sei; weshalb, was Hochhuth auch gern erzählt, er heute noch im britischen Fahndungsbuch stehe.

Danach freilich verpufften die Skandalisierungseffekte der inzwischen über ein Dutzend Hochhuthschen Stücke zunehmend. Keines, von den realitätsfernen *«Guerillas»* von 1970, die das amerikanische Sozialsystem auf ziemlich abenteuerliche Weise aushebeln wollten, bis zum wahrlich letzten Stück, dem unsäglichen Wende-Drama *«Wessis in Weimar»*, hatte noch eine weiterreichende politische Brisanz. Und literarischen Innovationswert ohnehin nicht. Hochhuths Dramatik ist ja nicht wegen ihrer im Grunde traditionellen, durch unzählige dokumentarische Beigaben, die seine Thesen beglaubigen sollen, nur aufgeblähten Form interessant, sondern allemal wegen dieser Thesen, die, wenn sie treffen, und das tun sie dann eben doch, tatsächlich sichtbare Wirkung erzielen.

Themen, die Hochhuth an die Seele gehen, Thesen, für die er kämpft, verpackte er aber nicht nur in Stücke, sondern lässt sie in allen möglichen literarischen Gewändern auftreten, oft auch in erzählenden Texten und in Gedichten. Das dokumentiert eindrucksvoll der von Hochhuths Rowohlt-Lektor *Hans Georg Heepe* herausgegebene, über 1600 Seiten starke Band mit sämtlichen Erzählungen, Gedichten und Romanen, zu dem *Albert von Schirnding* ein kurzes und kluges Nachwort geschrieben hat.

Eines der schönsten Prosastücke darin, das Hochhuths menschlichen und literarischen Impuls am genauesten zeigt, ist die relativ kurze Erzählung *«Berliner Antigone»* von 1965, in der er das antike Drama um Kreon und Antigone unters Naziregime verlegt: Anne hat die Leiche ihres Bruders Bodo aus der Berliner Anatomie gestohlen und menschenwürdig bestattet. Der wurde hingerichtet, weil er, als Schwerverwundeter dem Kessel von Stalingrad entkommen, dem *«Führer»* die Schuld an der Niederlage von Stalingrad gegeben hat. Keine Gewalt kann Anne dazu bringen, das Grab ihres Bruders preiszugeben. Am Ende wird auch sie hingerichtet.

Leopold Ahlsen, der daraus ein Fernsehstück gemacht hat, merkt an, Hochhuths

.....

Eines der
schönsten
Prosastücke
ist die
relativ kurze
Erzählung
«Berliner
Antigone».

.....



*Beatrix Sitter-Liver,
Ohne Titel (Idiome),
Urtica, 1995, Tusche,
150 x 120 cm.*

erzählende Kunst bestehe darin, dass er alles, was zu sagen sei, im Grunde in «beiläufigen Nebensätzen» mitteile, «wo-durch dieser Eindruck von Fülle bei gleich-zeitiger äusserster Kargheit zustande kommt». Das trifft Hochhuths erzählende Arbeiten, wo sie denn gelingen, sehr genau.

Zum Beispiel auch jene lange Erzählung «Eine Liebe in Deutschland» von der im «Dritten Reich» verbotenen Liebe einer Deutschen mit einem polnischen «Fremd-arbeiter» (so hiess das damals) und ihrem tödlichen Ende. Die Erzählung ist 1978 erschienen und erwähnt beiläufig auch einen «furchtbaren Juristen», der, so in einem Vorabdruck in der «Zeit», noch nach Hitlers Tod einen deutschen Matrosen mit Nazigesetzen verfolgt habe. Als der «furcht-bare Jurist», seinerzeit Ministerpräsident von Baden-Württemberg, sich von dieser «Nebenbemerkung» angesprochen, ja ge-troffen fühlte und dagegen klagte, schaute man gründlicher nach; und *Filbinger* muss-te gehen. *Si tacuisses ...*

Hochhuth, der Einzelkämpfer

Hochhuth liebt die Dramatisierung oder erzählerische Aufbereitung wahrer Ge-schichten. In denen geht es immer um Einzelne: wie Pius XII., Churchill, *Heming-way*; oder um jene, die von der Geschichte verloren wurden, obgleich das, was sie ta-ten, mehr als erinnerungs-, nämlich ge-denkwürdig ist. Dieses Gedenken holt Hochhuth in seinem Werk nach. An jenen, die im Licht stehen, zeigt er mit viel doku-mentarischem Belegaufwand die Schatten-seiten; den anderen setzt er die vergesse-

.....

Hochhuth
liebt die
Dramatisierung
oder
erzählerische
Aufbereitung
wahrer
Geschichten.

.....

nen Epitaphe: zum Beispiel schon im «Stellvertreter» dem SS-Obersturmführer *Kurt Gerstein*, der die katholische Kirche über den Judenmord informierte, damit der Papst Hitler mässige; *Johann Georg Elser*, der Hitler 1939 im Bürgerbräu in die Luft sprengen, oder dem Schweizer *Mau-ricice Bavaud*, der Hitler erschossen wollte – beide wurden von den Nazischergen er-mordet; oder *Erich Maria Remarques* tap-ferer Schwester, die von den Nazis als Gei-sel für ihren Bruder genommen wurde; oder dem St. Galler Kantonspolizeichef *Paul Grüninger*, der einige tausend jüdi-sche Flüchtlinge illegal in die Schweiz ein-reisen liess und also rettete und deshalb 1941 aus dem Dienst entlassen und dem noch 1970 (!) ausdrücklich die Pensions-berechtigung abgesprochen wurde. Auch dem britischen Mathematiker *Alan Turing* hat er 1987 in einer Erzählung Gerechtig-keit widerfahren lassen: Turing hatte für die Briten im Zweiten Weltkrieg den deut-schen Code «Enigma» geknackt und nahm sich, wegen seiner Homosexualität vor Ge-richt gebracht, 1954 das Leben.

Das sind Hochhuths würdige Helden – nach Hochhuths Auffassung die Schwung-räder der Geschichte. Darum hatte sich Hochhuth ja auch mit *Adorno* gestritten, über dessen Satz: «Die Nichtigkeit, die das Konzentrationslager den Subjekten demons-trierte, ereilt bereits die Form von Subjektivität selber. Der subjektiven Betrachtung (...) haftet ein Sentimentales und Anachro-nistisches an.» Und gekontert mit der Empörung: «Weil also in den KZs Menschen bis zur totalen Entwürdigung zu Nummern entpersonalisiert worden sind, wurde das Nichts, die Nichtigkeit, zu denen man sie machte, diese «Subjekte», auch zur Forde-rung an die Kunst, den Menschen, den ein-zelnen, aus ihr zu verbannen, ihn nicht mehr gelten zu lassen!» Das muss man schon gelten lassen gegen das Verdikt von *Adorno*.

Was man auch aufblättert in Hochhuths Werk, man wird darin stets jene «immer-währende Fürsorge für den Einzelnen» wahrnehmen, die er auch bei seinem Leh-rer *Burckhardt* gefunden hat. Und immer wieder wird er sich empören über jene, die wie *Marx* und *Engels* behauptet haben, «dass (...) angeblich der Einzelne nichts mehr bewirke, folglich auch nicht mehr haftbar sei, sondern nunmehr der Hampel-

Rolf Hochhuth, Alle Erzählungen, Gedichte und Romane. Mit einem Nachwort von Albert von Schirnding. Herausgegeben von Hans Georg Heepe. Rowohlt Verlag, Hamburg 2001, 1643 S.

Rolf Hochhuth, Zwischen Sylt und Wilhelmstrasse. Essays, Gedichte, Reden. Mit einem Nachwort von Gert Ueding. Verlag Volk & Welt, Berlin 2001, 431 S.

Rolf Hochhuth, Einsprüche. Zur Geschichte, Politik und Literatur. Herausgegeben und eingeleitet von Gert Ueding. Klöpfer & Meyer, Tübingen 2001, 255 S.

Rolf Hochhuth, Die Geburt der Tragödie aus dem Krieg. Frankfurter Poetik-Vorlesungen. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/Main 2001, edition suhrkamp 2105, 307 S.

Rolf Hochhuth, Anekdoten und Balladen. Herausgegeben von Gert Ueding. Reclam Verlag, Stuttgart 2001, 118 S.

mann sogenannter gesellschaftlicher Bedingungen».

Schaut man sich freilich unsere globalisierte und verwaltete Welt an, dann fragt man sich, ob nicht doch die Soziologen und Geschichtsphilosophen recht behalten gegen den Einzelkämpfer Hochhuth. Sein Werk ist ja so vielgestaltig und mit Blick auf die bloss literarische Qualität wahrlich zerklüftet – da findet sich neben grossartigen, packend erzählten Passagen langatmig Dröges, manch Abseitiges, aber nie eigentlich wirklich Abstruses, vielfach Erhellendes, oft witzig Polemisches (Nietz-

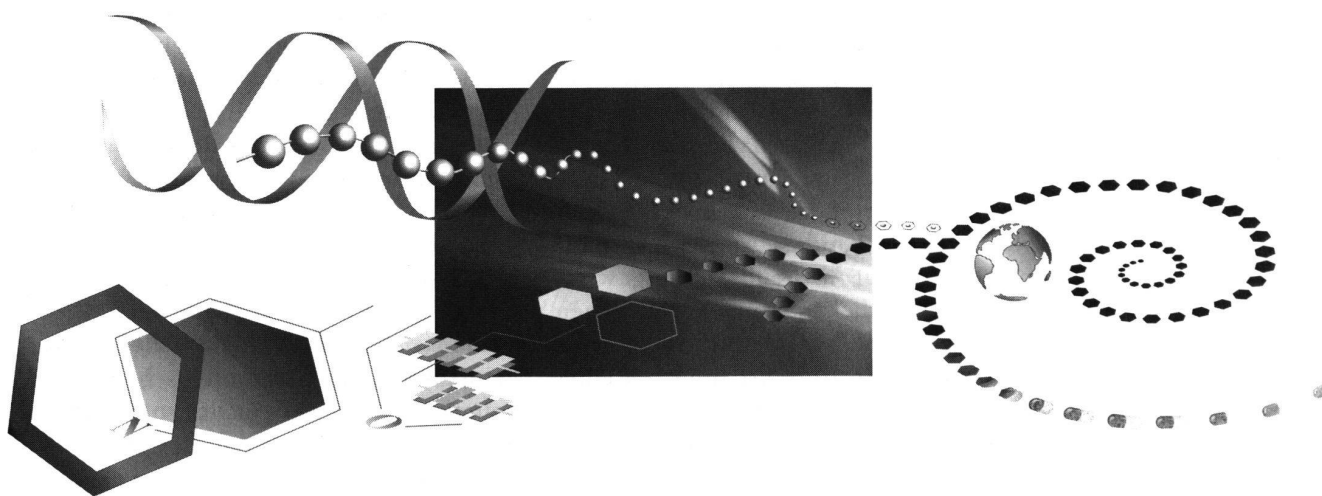
.....
 Wenn man
 genau
 hinschaut, dann
 ist vieles
 bei Hochhuth
 Wiederholung.

sches Zarathustra etwa sei «kein Mensch, sondern ein Tiraden-Automat»), und das in vielen Formen: epischen, dramatischen, rhetorischen, und alles durchsetzt von vielen Gedichten, die für Hochhuth freilich weniger Lyrik als «geformtes Tagebuch» sind.

Rolf Hochhuth ist, trotz haufenweis möglicher literarischer Mängelrügen und trotz vieler seiner theater- und literaturbetrieblichen Eskapaden, in der deutschen Literatur und Geschichte wie das Salz an der Suppe. Gäbe es ihn nicht – man müsste ihn erfinden. ♦

Lonza group

**Synergien aus organischer Chemie und Biotechnologie:
 Lonza eröffnet Perspektiven.**



Lonza AG, Münchensteinerstrasse 38, CH-4002 Basel

Telefon +41 61 316 81 11, Fax +41 61 316 91 11, www.lonzagroup.com

LIEBESLUST IN DER GRIECHISCH-RÖMISCHEN ANTIKE

Eine Facette der Ausstellung «Liebeskunst»

Das Museum Rietberg zelebriert Liebe und Erotik. In einer einzigartigen Ausstellung, die ausschliesslich in Zürich bis am 27. April 2003 zu sehen ist, geht es um Lust und Leid, um Riten und Mythen. Als kulturvergleichende Ausstellung konzipiert, wurden die Themen so gewählt, dass sie sich mit hervorragenden Kunstwerken aus den Kulturen der Antike, aus Persien, Indien, Tibet, China, Japan, Amerika und Afrika illustrieren lassen. Gerade weil das Museum Rietberg als Museum für aussereuropäische Kunst weltbekannt geworden ist, verdient die Tatsache, dass die griechisch-römische Antike und damit Europa erstmals und gleich prägnant vertreten ist, besondere Beachtung.

An Ovids «Ars Amatoria» kommt man als Einstieg in die Liebeskunst der Antike wohl nicht vorbei, wie Klaus Bartels in seiner Einleitung zum Katalog schreibt. Ovid war es, der die Frauen im männlich dominierten Griechenland und Rom, nicht nur im Zusammenhang mit Liebe und Schönheit wahrgenommen hat. Er vermittelte diesen nach vorherrschender Meinung lediglich für die Produktion von Senatoren, Heerführern und Fussvolk Verantwortlichen auch wertvolle Hinweise für Verhalten und Aussehen.

Die Kunstwerke der Antike – dies gilt für die aussereuropäische Kunst in gleicher Weise – wurden von Männern für Männer geschaffen. Wie beglückend kann dies aber sein! Die angeblich vom berühmten athenischen Bildhauer Praxiteles um 340 v. Chr. aus Marmor gehauene Statue der Aphrodite von Knidos, welche als römische Kopie in der Ausstellung gezeigt wird, war im eigentlichen und übertragenen Sinne ein Kultbild. Von überall her sichtbar stand die Göttin einst inmitten eines offenen, von dorischen Säulen umstandenen Rundtempels auf einer Geländeterrasse hoch über dem Meer im Südwesten Kleinasiens.

Eine erlesene Zusammenstellung attischer Vasen mit freizügigen Symposions- und Liebesszenen deckt all das ab, was sich

die gehobene griechische Gesellschaft im Laufe eines Abends einfallen liess. Eine schwarzfigurige Schale aus dem 5. Jahrhundert v. Chr. zeigt musizierende, singende und sich unterhaltende Männer und Frauen. Liebesspiele und Sexorgien gehörten aber ebenfalls dazu wie das *kottabos*-Spiel, welches – wie ein berühmter bemalter Sarkophag aus dem südlich von Neapel gelegenen Paestum beweist – später von den Griechen auch weiter verbreitet wurde: Man liess sein Trinkgefäss gekonnt am Schalengriff um den Zeigefinger kreisen, um die letzten im Gefäss sich befindlichen Tropfen auf ein bestimmtes Ziel zu schleudern. Diejenige Person, die am besten traf, konnte als Preis nicht nur essbare Süßigkeiten gewinnen, sondern auch Küsse und weitere Liebesfreuden.

Die göttlichen Liebschaften, welche später über Jahrhunderte in der europäischen Kunst ihren Niederschlag fanden, sind in der Ausstellung mit herrlichen Szenen der Göttin Eos und dem Jüngling Tithonos sowie mit Peleus und der Nereide Thetis vertreten. Wenn Götter und Göttinnen Sterblichen nachstellten, ging es nicht sosehr um Liebe als um die Zeugung von schönen, «fast» unsterblichen Männern und Frauen. Helden und Heldinnen, die wie Achilles und Ajax auf den Schlachtfeldern von Troja ihr Leben liessen oder wie Helena als Kriegsgrund in die Geschichte eingingen. Der Besucher begegnet auch den Satyrn, diesen unkontrollierten Fabelwesen, die sich als Personifikation der heimlichen erotischen Fantasien und Leidenschaften dank ihrer unbegrenzten Potenz so auslebten, wie es den anständigen freien Bürgern des Stadtstaates Athen nicht vergönnt war.

Man muss für einmal nicht das Geheimkabinett im Archäologischen Nationalmuseum Neapel besuchen, um das wohl wichtigste Glückssymbol der Antike in verschiedensten Darstellungen zu bestaunen. Der bärtige Gott Priapus stammte ursprünglich aus dem Nordwesten Kleinasiens, dem Gebiet, das der heutigen Türkei entspricht, und wurde in Griechenland

erst im 4. Jahrhundert v. Chr. bekannt. Als Sohn von Dionysos und Aphrodite förderte er die Fruchtbarkeit generell und war Glücksbringer und Unheilabwender zugleich.

Die Antike steht mit guten Gründen am Anfang der Ausstellung. Ihre unverkrampften, manchmal sogar derben erotischen Darstellungen machen im weiteren Verlauf der Schau dem Betrachter bewusst, wie unterschiedlich die Liebe in anderen Kulturkreisen ihren Eingang in die Kunst gefunden hat: Von den anmutigen persischen Miniaturen, über die hochkultivierten Bildsequenzen, die den Hindugott Krishna beim Liebeswerben zeigen, bis zu

.....
*Die Subtilität der
 künstlerischen
 Technik und
 Darstellung
 schafft dabei
 eine klare
 Trennlinie zum
 Porno-
 graphischen.*

den sehr erotischen japanischen Holzschnitten des berühmten Künstlers *Kitagawa Utamaro*. Die Subtilität der künstlerischen Technik und Darstellung schafft dabei eine klare Trennlinie zum Pornographischen. Die Kunstwerke aus Afrika und Südamerika wirken demgegenüber als Fremdkörper; eine eigene, umfassendere Würdigung würde ihnen eher gerecht. Dass die Kunstwerke aus der griechisch-römischen Antike nicht nur als künstlerische Werte speziell beachtet werden sollten, begründete der Direktor des Museums Rietberg aber auch noch auf ganz andere Weise: Die Hälfte der Ausstellungskosten mussten für diese Schätze ausgelegt werden. ♦

Wer übernimmt Patenschaftsabonnemente?

Immer wieder erreichen uns Anfragen von Lesern oder Einrichtungen (zum Beispiel Bibliotheken), für ein Gratis- oder Austauschabonnement. Es ist uns nicht möglich, alle Wünsche zu erfüllen. Deshalb sind wir auf Ihre Mithilfe angewiesen. Unser Vorschlag: Übernehmen Sie ein Patenschaftsabonnement der Schweizer Monatshefte für Fr. 110.– (Ausland Fr. 136.–). Rufen Sie uns bitte an. Wir nennen Ihnen gerne Interessenten. Sie können uns auch einfach die diesem Heft beigefügte Geschenk-Abo-Karte mit oder ohne Nennung eines Begünstigten zusenden. Vielen Dank!

*Unsere Adresse: Schweizer Monatshefte, Administration, Vogelsangstrasse 52, 8006 Zürich
 Telefon 01 361 26 06, Telefax 01 363 70 05
 E-mail: schweizermonatshefte@swissonline.ch*